

Thema

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **18 (2011)**

Heft 203

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Thema

APPENZEL

«Sind Sie vom Tourismus?»

Neulich auf einem Kongress in Berlin. «Ah, Sie sind aus der Schweiz!» «Ja.» «Ich habe auf der Liste der Teilnehmenden gelesen, dass zwei Personen aus Appenzell dabei sind!» «Ja, das sind wir.» «Das sind Sie! Das ist ja toll! Wissen Sie, ich fahre demnächst mit meinem Mann nach Appenzell, für einige Tage Ferien...» Die Dame fährt fort mit ihren Ausführungen. Sie sei dann in Bregenz, habe einen Flug gebucht von Zürich zurück nach Berlin, habe zwischendrin einige Tage frei und zusammen mit ihrem Mann überlegt, was man denn da machen könne – in der Schweiz. Er habe sich an seine Kindheit erinnert, er sei aus dem Süden Deutschlands, habe sich an diese Berge erinnert, an den Säntis, und an dieses Appenzell. Sie hätten im Internet geschaut und andere gefragt. Es sei ihnen Schwende empfohlen worden, nicht der andere Ort an der Bahnlinie weit hinten, da wäre ja so viel Tagestourismus, sondern ein gemütliches Hotel am Hang, der Alpenblick. Sie hätten jetzt dort gebucht, seien drei, vier Tage dort, würden gerne wandern. Und was man denn sonst noch machen könne dort? Ob wir eine Empfehlung hätten, ob es denn da auch Kunst gebe, Kultur? Wir schlucken. Während ihres begeisterten Redeflusses hat sich bei mir zunehmend Resignation breitgemacht. «Gehen Sie ins Museum Liner, das ist gute Architektur. Und wenn Sie mit dem Auto unterwegs sind, fahren Sie durchs Land, halten Sie zwischendrin an in den Dörfern. Die sind ja eigentlich ganz schön, diese Dörfer.» Oh Schreck, ich ertappe mich. Diese Dörfer sind ja eben gerade nicht mehr das Gelbe vom Ei, und wenn ich ihr empfehle, anzuhalten, wird sie vor verschlossenen Beizen stehen, wie wir neulich in Stein, mittags, und in Hundwil, als wir zu dritt bis ins Hörnli nach Urnäsch fahren mussten, weil mittags kein Restaurant geöffnet war. Nichts lud zum Verweilen ein – nur Augen zu und durch. «Ja, und kaufen Sie Käse in Appenzell!», höre ich mich sagen. «Und fahren Sie nach St.Gallen in die Stiftsbibliothek.» In meinem Kopf drehe und wende ich die beiden Urls, die ich nicht auseinanderhalten kann: Soll ich ihr jetzt empfehlen, weitere Angebote unter appenzell.ch oder unter appenzellerland.ch zu prüfen? Was um Himmelswillen ist überhaupt was? Das eine ist Tou-



Die Appenzeller Dörfer sind nicht mehr das Gelbe vom Ei. Bild: pd

rismus Innerrhoden, das andere Tourismus Ausserrhoden, so viel weiss ich. Ich sage nichts und schweige. Die freundliche Dame lächelt: «Ja, was machen Sie denn beruflich? Sind Sie vom Tourismus?» «Nein, wir sind Vertreterinnen aus dem Kulturbereich», stellen wir richtig. Wir sind am kulturpolitischen Bundeskongress – was sollen da zwei Tourismusvertreterinnen aus dem Appenzell? Vielleicht Käse verkaufen? Oder dieses klebrige Zeugs, wie hiess es doch wieder? Mit der Nuss- oder Mandelfüllung, dieses braune... Die Dame wundert sich: «Aus dem Kulturbereich? Und Sie kommen bis nach Berlin an einen Kongress? Das ist ja grossartig!»

Heidi Eisenhut, 1976, Historikerin und Leiterin Kantonsbibliothek Appenzell Ausserrhoden

VORARLBERG

Die Bregenzer Hafen-Behübschung

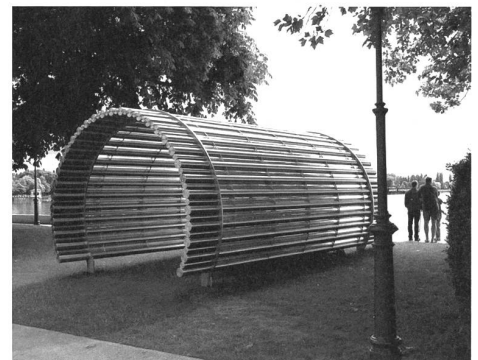
Zuerst waren die zum Wettbewerb eingereichten Arbeiten der Jury nicht gut genug, dann brauchten die Bewilligungen für die im zwei-

ten Durchgang Ausgewählten Zeit. Nun aber stehen drei Kunstwerke am «neuen» Bregenzer Hafen. Nämlich «Hommage an Brigantium», eine Skulptur in Bronze von Herbert Albrecht, das «Licht-Tunnel» von Gerry Ammann und «Floating Signs» von Ruth Schnell.

Im Grade ihrer Erkennbarkeit stellen die drei Arbeiten eine deutliche Abstufung dar: Die übrigens nicht aus dem Wettbewerb stammende, sondern frei vergebene «Hommage an Brigantium» ist als Skulptur sofort erkennbar, sie sieht aus, wie im Freien stehende Kunst seit einem halben Jahrhundert auszusehen pflegt; der in der Dämmerung bunte «Licht-Tunnel» wirkt am Tag, wenn er abgeschaltet ist, wie ein militärischer Zweckbau (eine Art Bunker, dessen genauen Zweck man allerdings nicht erkennen kann), und Ruth Schnells Installation wird von ahnungslosen Passanten entweder gar nicht erst bemerkt oder für die Fehlfunktion eines Beleuchtungskörpers gehalten.

«Hommage an Brigantium» ist zwar korrekt formuliert, aber ob man einem historischen Faktum wie der römischen Siedlung Brigantium eine Hommage (in der ja das Wort «homme» steckt) darbringen kann, darüber mag man einmal nachdenken. Im Lokalfernsehen erklärte der Bildhauer mit wachsender lokalpatriotischer Begeisterung, der Ort, an dem die Skulptur stehe, sei der schönste Platz von Bregenz, nein, vom ganzen Bodensee. Mal sehen, was man auf der Höri dazu meint – falls man dort Kulturereignisse in Bregenz überhaupt wahrnimmt.

Der «Licht-Tunnel» ist eine Art inverser «tunnel of love». Den Liebestunnel gab es in amerikanischen Vergnügungsparks vergangener Zeiten, wo junge Männer mit ihren Mädchen im Boot beim Hindurchrudern die Gelegenheit nutzten, im Dunklen zu knutschen. Ammanns «Licht-Tunnel» ist eine Licht-Oase in der Dun-



Kein militärischer Zweckbau: das ist Kunst. Bild: Kurt Brocharz

kelheit, aber heute scheut junge Liebe die Öffentlichkeit nicht, da bietet sich die Halbröhre vor allem in Rosa als «tunnel of love» an. Als ich letztes Mal bei Tageslicht am Licht-Tunnel vorbeikam, sassen Kinder drinnen und fühlten sich als Inuit im Iglu oder Hobo-Lager im grossen Abflussrohr oder so ähnlich.

«Floating Signs» sieht aus wie eine vertikale Leuchtstoffröhre, die sehr hell ist und ständig zu flackern scheint. Wenn man es nicht besser weiss, kann man sie lange anstarren, ohne etwas anderes zu sehen als diese Röhre, die zwischen den anderen, «richtigen» Lampen eher unauffällig ist. Bei einer ruckartigen Kopfbewegung blitzen Wörter auf, allerdings nicht bei jeder. Manchmal stehen kundige Passanten lange kopfschüttelnd dort, ohne etwas erkennen zu können. Ruth Schnell führte bei der Vernissage mit einem Spiegel vor, wie man die Bilder schneller auf die Netzhaut bringt, aber wer hat schon immer einen Spiegel bei sich?

Bei allen elektrischen Installationen im Freien fragt man sich, wie lange sie wohl den Elementen und den Vandalen standhalten werden, aber der Tunnel sieht recht stabil aus und die «Floating Signs» fallen den Vandalen wahrscheinlich gar nicht erst auf; die Bronze ist ja ohnehin unkaputtbar.

Kurt Bracharz, 1947, arbeitet als Schriftsteller, Kolumnist und Übersetzer in Bregenz.

TOGGENBURG

Handwerker aus Überzeugung

Schule fertig. Geschafft. Nicht nur im Toggenburg sind viele Jungs vor die grosse Herausforderung gestellt, nach dem obligatorischen Schulabschluss eine Lehre anzufangen – im Toggenburg ist es einfach anders. Wie viele Lehren als Schreiner, Zimmerleute, Landwirte, Mechaniker und andere Handwerksberufe auch in diesem Jahr wieder angefangen und abgeschlossen werden, kann nur errahnt werden.

Wissen Sie, was es heisst, mit sechzehn Jahren auf einer Baustelle oder in einer Werkstatt zu stehen und nach neun oder elf Jahren Schulzeit, fast ausschliesslich sitzend, plötzlich körperlich streng zu arbeiten? Fünf Tage pro Woche, von morgens um halb sieben bis abends um fünf. Und wissen Sie, was es heisst, im letzten Schuljahr einen Sohn zu motivieren, doch noch zu lernen – obwohl er die Lehrstelle schon hat? Schwierig! Wenn dann auch noch das letzte bisschen Motivation über die Lippen gepresst wird und man – pädagogisch nicht vorbildlich – mit dem Finger drohend sagt: «Aber wenn du jetzt nicht lernst, landest du auf dem Bau. Ungelernt!» Ja, ich gebe es zu, das habe ich auch schon gemacht; unprofessionell, überfordert und lächerlich. Der Sohn, der einen um Kopf-



Shisha rauchen und Snacks essen. Was Afro-Pfingsten zu bieten hat, findet nicht jeder Winterthurer lässig. Bild: pd

eslänge überragt und sich wie ein Schrank vor einem aufstellt, einem angrinst und erwidert: «Ist mir doch egal!» Was sagen Sie da noch?

Genug! Recht hat er, denk ich mir. Keine Lust mehr. Ich wäre auch nicht motiviert, wenn ich eine Kochlehrerin gehabt hätte wie er, die für fehlende Tintenkiller die Schüler zum Nachsitzen verdonnert. Wo bleibt da die Lustentwicklung auf Leben und Lernen? Die Jungs haben jetzt Lust – Lust, um anzupacken und zu arbeiten. Wozu braucht man da einen Tintenkiller? Was soll damit gelöscht werden im Kochen? Wann haben Sie das letzte Mal etwas ausgelöscht? Bei uns im Toggenburg wird höchstens das Licht gelöscht. Früh. Aber sonst sind alle hellwach. Die Jungs freuen sich, mit ihren Händen zu arbeiten und etwas zu erschaffen für die Gesellschaft, Technologie, Landwirtschaft und alles, was dazu gehört – damit der Rest bewundernd zu ihnen aufsieht, weil sie mit ihren Händen und ihrer Muskelkraft tagtäglich Grosses leisten. Und all die anderen? Die Studierenden und Intellektuellen finden auch ihren Weg im Toggenburg. Wir haben alles hier. Und es gibt auch ein hervorragendes Angebot an Schulen, Weiterbildungsmöglichkeiten und Freiraum. Den Freiraum, das Toggenburg zu verlassen, um eine Lehre oder ein Studium anzufangen, in die Fremde zu ziehen und wieder zurückzukommen. Was mich wiederum veranlasst, über die Entwicklung der Kulturszene im Toggenburg nachzudenken und mit einem Auge Arthur, den Kunstnomaden, zu beobachten, der in seinem sechsten aktiven Jahr fremdgeht. In die Fremde zieht, wie und wohin auch immer. So, wie unsere Söhne das auch eines Tages tun werden. Mit Lust.

Daniela Vetsch Böhi, 1968, Textildesignerin, umweltpolitisch Aktive und Mutter von zwei Kindern.

WINTERTHUR

Das innere Afrika

Jede Verständigung ist auf Unterscheidung angewiesen, und wenn sich das Befremden beharrlich zeigt, hilft vielleicht eine kleine Verwechslung. Unter den Leuten, die normalerweise das Winterthurer Musikklubleben bevölkern – jedenfalls die ausgetrampelten Pfade und Lagerplätze – herrscht stillschweigende Einigkeit: Die Afro-Pfingsten sind nicht besonders lässig. Das verdiente Worldmusic-Festival, das jeweils zehntausende Besucher in die Stadt lockt, sorgt bestenfalls für Schulterzucken, allenfalls auch Nasenrumpfen. Die Strassen sind verstopft, die Kaffees überfüllt und die Konzerte vielleicht interessant, aber sie kosten etwas und fallen daher für viele ausser Betracht; im Vergleich mit dem Gratisprogramm der Musikfestwochen.

In diesem Jahr waren die Jamaikaner von Inner Circle das Aushängeschild. Die hatten mit «Sweat» einst einen Welthit («A la la la la long»). Trotz dieser musikalischen Weltläufigkeit aber rangieren die Afro-Pfingsten auf der imaginären Event-Skala eines leicht verkaterten Routineausgängers, wenn er sich am Samstag nach Mittag zu Besorgungen in Richtung einer überbelebten und vollgestellten Innenstadt bequemt, nicht viel höher als das provinztriefende Albanifest. Das erste der drei grossen Feste des Sommers hat es bei den Eingessenen nicht leicht.

Doch diesmal war es ein kleines bisschen anders. Zumindest gab es Zeichen gegen die leicht beleidigte Ignoranz in Form einer Wortschöpfung, die mit Kreide auf eine schwarze Tafel geschrieben stand. Die Tafel wies auf das Angebot an Würsten und Bier hin. Sie war am

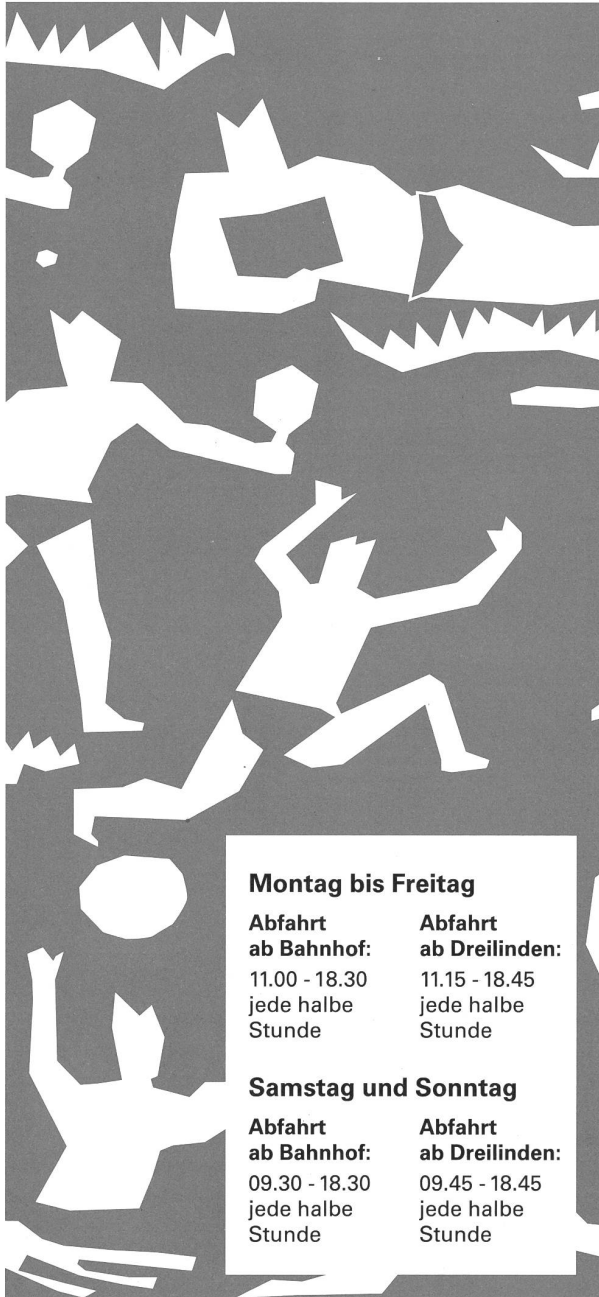
Stadt St.Gallen
Sportamt



BÄDERBUS DREILINDEN

Sa., 21. Mai bis So., 28. August 2011

Nur bei schönem Wetter (Auskunft: Telefon 0800 43 95 95)



Montag bis Freitag

Abfahrt ab Bahnhof:	Abfahrt ab Dreilinden:
11.00 - 18.30 jede halbe Stunde	11.15 - 18.45 jede halbe Stunde

Samstag und Sonntag

Abfahrt ab Bahnhof:	Abfahrt ab Dreilinden:
09.30 - 18.30 jede halbe Stunde	09.45 - 18.45 jede halbe Stunde

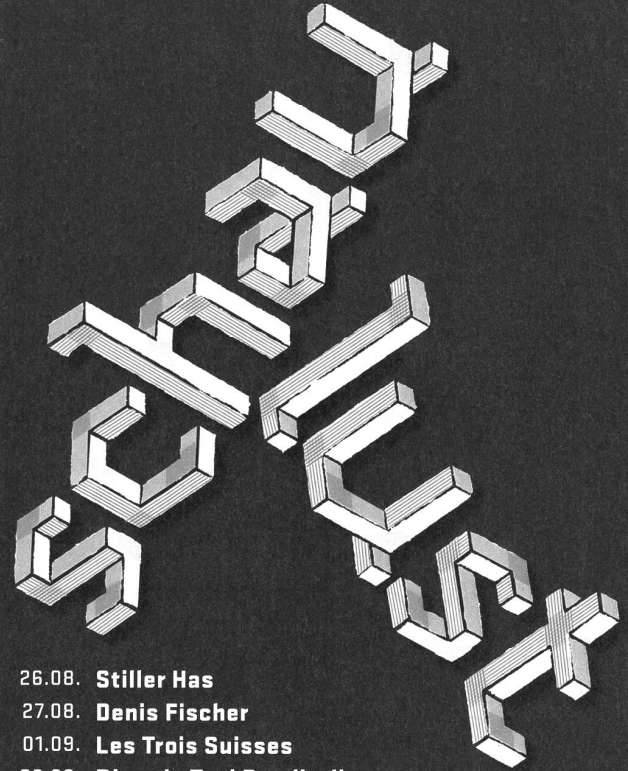
Fahrroute:

■ Hauptbahnhof ■ Markplatz ■ Spisertor ■ Schülerhaus
■ Parkplatz Dreilindenstrasse ■ Parkplatz Familienbad

Fahr mit! Der Umwelt zuliebe.

Lustenau Millennium Park

Freudenhaus 26.8. bis 24.9.2011



- 26.08. **Stiller Has**
- 27.08. **Denis Fischer**
- 01.09. **Les Trois Suisses**
- 02.09. **Ricardo Tesi Banditaliana**
- 03.09. **Ernst Molden & Willi Resetarits**
- 07.09. **Michael Quast & Philipp Mosetter**
- 08.09. **Ursus & Nadeschkin**
- 09.09. **Bernd Kohlhepp**
- 10.09. **Georg Ringsgwandl**
- 14.09. **Science Busters**
- 15.09. **Die Wellküren**
- 16.09. **Das Lustenau Lesebuch**
- 17.09. **The Syndicate**
- 21.09. **holstunarmusigbigbandclub**
- 22.09. **Gardi Hutter**
- 24.09. **Pigor & Eichhorn**

Einlass 19.00 Uhr | Beginn 20.00 Uhr

www.schaulust.net

Kartenvorverkauf

Internet: www.v-ticket.at | www.musikladen.at

Lustenau Kirchplatzkiosk Felix | Dornbirn Tourismus 05572 22188

ticketshop Messepark 05572 203486 | Bregenz Tourismus 05574 4080

Lindaupark 08382 277560 | Musikladen Concerts Rankweil 05522 41000

Musikladen Feldkirch 05522 77900 | Skoda Montfort Garage Götzis und Bürs

sowie in allen Filialen der Volksbank Vorarlberg - Ermäßigung mit Aktivcard



bm:uk

Marktgemeinde Lustenau



VOLKSBANK
VORARLBERG

äussersten Ende des Lagerplatzes an einem Häuschen angebracht, das früher einmal eine Portierskabine war und seit einem Jahr und einer Neueröffnung wieder so heisst: Portier. Von diesem Ort aus hatte einst ein Uniformierter den Eingang zum Industriegelände bewacht, heute kehren hier die Studenten der ZHAW ein und von hier aus hatte man am Pfingstsonntag-Abend quer über die Strasse gute Sicht auf den Katharina-Sulzer-Platz und den Eingangsbereich der Konzerthalle.

«Quöllfrisch» stand auf der Tafel, und darunter in Klammern die Herkunftsbezeichnung «Afrika Innerhoden», ein Wort wie eine kolossale Umarmung von grossem, schönem, reinem Herzen und mit jener Portion Distanzgefühl, die dazugehört, wenn man auf Leute eingehen will, von denen man wenig weiss. Was neben den zwei Wörtern auf A sonst alles vertauscht und verwechselt wurde, muss sich jeder selber denken.

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker, freier Journalist und arbeitet für «Radio Stadtfilter».

RHEINTAL

Sensation in Oberriet

Über einen unscheinbaren Stein stolpern und dabei eine archäologische Entdeckung machen. Es muss ja nicht so actiongeladen sein wie bei Indiana Jones, aber immerhin etwas finden, das Jahrhunderte oder Jahrtausende vor sich hingeschlummert hat – das ist ein meistens unerfüllter Traum. Anders in einer Deponie in Oberriet. Auf dem Areal eines ehemaligen Steinbruchs wird seit ein paar Jahren Aushubmaterial eingebaut. Tonnenweise Material wird verschoben. Spallo Kolb, ein Kunstschaffender aus der Gegend, ist auf dem Gelände. Ein Gegenstand, nur wenige Zentimeter gross, fällt ihm auf. Die Kantonsarchäologie wird eingeschaltet. Schnell ist klar: Es ist das Fragment eines Knochens, der seit mehreren tausend Jahren hier liegt. Die Fachleute entdecken rasch mehr: Teile eines Geweihs, Tierknochen, Werkzeuge, Holzkohle, Scherben. Schichten von viereinhalb Metern Mächtigkeit. Die Jüngsten dürften rund 2500 bis 3000 Jahre alt sein. Die Ältesten werden auf 10'000 bis 13'000 Jahre geschätzt. Die Stelle unter der überhängenden Felswand diente über Jahrtausende als Lager und Raststätte.

Der Fund gilt als wertvoll. Einerseits reicht er vermutlich zurück in die Zeit, als das Rheintal noch von einem Gletscher bedeckt war. Andererseits gibt es auf der Schweizer Seite des Rheintals keine Stratigraphie in dieser Mächtigkeit, erklärt der St.Galler Kantonsarchäologe Martin Schindler. Es fällt auf, dass in letzter Zeit im Kanton St.Gallen vermehrt archäologische Funde gemacht wurden, die über die Fachwelt



Der Anfang eines archäologischen Krimis: ein Hirschgeweihteil. Bild: Spallo Kolb

hinaus Beachtung finden: die römischen Zeugnisse in Kempraten, Überbleibsel der mittelalterlichen Hafenstadt Weesen, Mittelalter-Funde im St.Galler Stiftsbezirk. Dies hängt einerseits mit der regen Bautätigkeit zusammen, hat aber auch damit zu tun, dass die St.Galler Archäologie personell aufgestockt worden ist – auch wenn sie im schweizerischen Vergleich immer noch absolut unterdotiert ist. Noch entscheidender ist jedoch, dass es dem Team der St.Galler Kantonsarchäologie gelingt, Begeisterung und Aufmerksamkeit für die Geschichtszeugnisse im Boden zu wecken.

Genau das zeigt sich auch in Oberriet: Die Archäologie wird nicht als Bauverzögerer angesehen, vielmehr unterstützen die Gemeinde und der Unternehmer die Forschungen. Damit ist der Weg frei, dass die einzelnen Schichten genau untersucht werden können. Was gefunden wird, ist völlig offen. Die obersten Schichten reichen in die Bronzezeit zurück, die untersten in die Neusteinzeit oder gar in die Mittelsteinzeit.

Das veranlasst auch den Laien, Vergleiche anzustellen. Damals waren in der Ostschweiz Rentierjäger unterwegs, während im Nahen Osten eine Entwicklung ihren Anfang nahm, die uns bis heute beeinflusst. Dort hatte man bereits begonnen, Tiere zu züchten und Getreide anzubauen. Der Fund in Oberriet zeigt, dass im Rheintal als klassische Nord-Süd-Transitachse im Vergleich zu anderen Gegenden der Ostschweiz schon relativ früh einiges los war. Ein Hotspot ist der wenige Kilometer entfernte Montlinger Berg, wo in der Bronzezeit ein eigentliches Handelszentrum mit Verbindungen über die Alpen hinaus bestand.

Das viereinhalb Meter dicke Ge-Schichten-Buch in Oberriet zeigt, wie spannend Urgeschichte sein kann, aber auch, dass die Archäologen auf aufmerksame Laien und auf kooperierende Behörden und Bauunternehmen angewiesen sind.

Meinrad Gschwend, 1958, ist freier Journalist in Altstätten und politisiert für die Grünen im St.Galler Kantonsrat.

THURGAU

Image und Integration

Kreuzlingerinnen und Kreuzlinger mit Schweizer Pass sind seit Ende Februar die grösste ausländische Ethnie in der Grenzstadt. Passend dazu hat die Universität Konstanz Mitte Juni Resultate einer Studie unter dem Titel «Soziale Integration in multikulturellen Gesellschaften. Eine Analyse von Nachbarschaften der Städte Konstanz und Kreuzlingen» veröffentlicht. Zweifellos wird die neue Kreuzlinger Prachtsstrasse namens Boulevard im Rahmen der lokalen Bedingungskonstellationen von sozialer Integration förderlich wirken.

Nicht weniger integrativ und identitätsbildend kann neben dem Hervorheben von Gemeinsamkeiten die gleichzeitige Abgrenzung gegenüber dem Andersartigen sein. Zum Beispiel beim grossen Thurgauer Fussball-Hassderby, das dank des Aufstiegs des FC Frauenfeld in die 2. Liga in der kommenden Saison endlich wieder über den Rasen gehen wird. Wenn der Thurgauer Kantonsrat da nur nicht ein Eigengoal eingenickt hat, als er einen Vorstoss von der rechten Cornerfahne aus gab für eine Standesinitiative zwecks nationalem Vermummungsverbot, dem aber grossmehrheitlich nicht entsprochen wurde. Wahrscheinlich stehen die Feld-Wald-Wiese-Dates der Grenzstädter Hooligans mit Gleichgesinnten aus der Hauptstadt schon heute fest.

Vom Teil aber nun zum Ganzen, von Kreuzlingen zum ganzen Kanton. Nicht weniger integrativ und identitätsstiftend kann nebst dem allseits beliebten repetitiven Moment auch die neue Thurgauer Image-Kampagne wirken. Von einer «Liebeserklärung an den Thurgau» war in der «Thurgauer Zeitung» zu lesen. Drei Vorzeige-Thurgauer und eine -Thurgauerin bezeugen ihre Liebe mit dem sinnhaften Slogan «Ich mag ihn». – Eine Schoggi-Chefin, ein Mister, ein Rollstuhl-Sportler und ein Hackbrett-Spieler lachen dabei den Betrachter des Plakats oder einen roten Apfel an. Denn Image ist wichtig, vor allem in Zürich und Winterthur, auf Plakaten, in Openair-Kinospots oder auf Facebook.

Auch der Kulturstiftung des Kantons Thurgau ist das Image wichtig, wie der Stiftungsbeauftragte Klaus Hersche bei der Präsentation des aktuellen Vierjahres-Geschäftsberichts erklärte. Das äussert sich in indirekter Standortförderung durch die Förderung ausserkantonalen Projekte mit Thurgau-Bezug. Hersche als Toggenburger ist das Image des Thurgaus wichtiger als dasjenige der Kulturstiftung. Gut gesagt. Danke, Kulturstiftung, für den sinnstiftenden Dienst am Gemeinwohl und alles Gute zum zwanzigjährigen Bestehen!

Mathias Frei, 1980, ist Kulturveranstalter, Slampoet, Texter und Gemeinderat.

Den «helvetischen Normalfall» schaffen

Die Verkehrsbetriebe der Stadt St. Gallen sollen in eine AG im Besitz der öffentlichen Hand überführt werden. Der Leiter der Direktion Technische Betriebe, Stadtrat Fredy Brunner, sagt, die Vorlage soll noch in diesem Jahr dem Parlament vorgelegt werden.

VON HARRY ROSENBAUM



Bild: pd

SAITEN: Auf welchem Stand sind die Arbeiten für die Ausgliederung der VBSG?

FREDY BRUNNER: Die Arbeiten am Projekt sind relativ weit fortgeschritten. In erster Priorität wurden in den letzten Monaten die arbeitsrechtlichen Bedingungen erarbeitet, die einerseits den Arbeitnehmenden auch in Zukunft die guten städtischen Arbeitsbedingungen sichern sollen und gleichzeitig den Sozialpartnern eine entsprechende Rolle ermöglichen. Das Personal hat in einer Vorabstimmung diesen Regelungen deutlich zugestimmt. Zurzeit werden die Organisationsstruktur der VBSG AG und die notwendigen Reglemente erarbeitet. Im Moment wird noch an den finanziellen Rahmenbedingungen gearbeitet. Das Resultat soll dann mit den zuständigen Behörden des öffentlichen Verkehrs besprochen werden. Die Vorlage soll dem Parlament noch dieses Jahr unterbreitet werden.

Die Ausgliederung der VBSG wird als Voraussetzung betrachtet, um mit anderen Transportunternehmen in der Region eine engere Zusammenarbeit eingehen zu können. Welche Transportunternehmen sind das?

Das Ziel des Stadtrates ist es, in Zusammenarbeit mit Bund und Kanton der Bevölkerung im Grossraum St.Gallen einen möglichst guten öffentlichen Verkehr zur Verfügung zu stellen.

Diesen Auftrag erfüllt der Tarifverbund Ostwind, in dem 24 Transportunternehmen zusammengeschlossen sind. Sieben dieser Transportunternehmen haben den Bahnhof St.Gallen zum Ziel. Die einzelnen Transportunternehmen stehen in gegenseitiger Konkurrenz und versuchen aus ökonomischen Gründen, den eigenen Betrieb finanziell zu optimieren. Was aus einzelbetrieblicher Sicht als sinnvoll und logisch erscheint, führt in der Summe oft zu Doppelspurigkeiten und mehr Kosten. Dies ist angesichts der angespannten finanziellen Situation der öffentlichen Hand nicht zukunftstauglich.

Wie viele von diesen Unternehmen sind in der öffentlichen Hand und wie viele privat?

Alle in der Region St.Gallen tätigen ÖV-Unternehmen sind als Aktiengesellschaften im Besitz der öffentlichen Hand organisiert.

In der Parlamentsdebatte um die strategische Ausrichtung der städtischen Verkehrsbetriebe im Juni 2010 war vor allem die künftige Rechtsform des Staatsbetriebs VBSG umstritten. Der Stadtrat will eine «AG im Eigentum der öffentlichen Hand». Ist diese Unternehmensform weiterhin aktuell und was unterscheidet eigentlich eine «AG im Eigentum der öffentlichen Hand» von einem ganz normalen Privatunternehmen?

Schweizweit hat sich diese Unternehmensform im Bereich des öffentlichen Verkehrs klar durchgesetzt. Der Bund hat seine beiden grossen Verkehrsbetriebe SBB und Postauto längst in Aktiengesellschaften umgewandelt. Die weitaus meisten Bahnen in der Schweiz waren von Anfang an als Aktiengesellschaften organisiert, weil eine Beteiligung verschiedener Kantone und Gemeinden nicht nur erwünscht, sondern für eine tragbare Finanzierung zwingend erforderlich war. Die Aktiengesellschaft ist also im öffentlichen Verkehr der helvetische Normalfall. Eine Aktiengesellschaft im Besitz der öffentlichen Hand soll zwar kostenoptimiert arbeiten, sie arbeitet aber nicht finanzoptimiert, lässt die Mittel im Betrieb und zahlt keine Dividende.

Die Gegner der Ausgliederung sind der Meinung, dass eine Privatisierung der VBSG überhaupt nicht nötig sei, um mit anderen Transportunternehmen der Region enger zusammenarbeiten zu können. Was ist falsch an dieser Sichtweise?

Falsch ist schon, dass die Umwandlung der VBSG in eine Aktiengesellschaft als Privatisierung bezeichnet wird. Die VBSG sind und sollen im Besitz der öffentlichen Hand bleiben. Ein Aktienverkauf an Private ist darum nicht vorgesehen und dagegen sollen auch hohe Hürden eingebaut werden. Zum Beispiel die Zustimmung

mung des Parlaments. Der öffentliche Verkehr in der Schweiz ist eine Verbund-Aufgabe von Bund, Kantonen und Gemeinden. Der Lead bei der Konzeption des öffentlichen Verkehrs liegt bei den ersten beiden. Mit dem Beitritt der VBSG zum Tarifverbund Ostwind musste die Stadt die Angebotsplanung, die Tarifkompetenz und damit den Einfluss auf die VBSG weitgehend schon früher abgeben.

Um die komplexe Situation mit Eigentümer, Besteller und Leistungserbringer in der Agglomeration St.Gallen zu vereinfachen, die Kosten zu senken und den Einfluss von Stadt und Agglomeration zu stärken, sind eine engere Zusammenarbeit und eine Bündelung der Kräfte der regionalen Transportunternehmen zwingend. Im Moment sind den VBSG bei diesem Prozess die Hände gebunden. Die Gefahr besteht, dass andere Transportunternehmen auf dem Platz St.Gallen ihre Dienstleistungen einseitig zulasten der VBSG optimieren und so deren unternehmerischen Spielraum und letztlich sogar die Arbeitsplätze der VBSG gefährden.

Wie wirkt sich die Ausgliederung der VBSG auf die Arbeitsbedingungen des Personals aus?

Bei einer Ausgliederung treten die bereits ausgehandelten Arbeitsbedingungen in Kraft. Diese wurden inhaltlich fast unverändert aus dem städtischen Personalrecht und von den städtischen Arbeitsbedingungen übernommen. Sie wurden mit den Sozialpartnern ausgehandelt und vom Personal mit überwältigender Mehrheit beschlossen.

Werden die Löhne gekürzt?

Nein.

Kommt es zu Entlassungen?

Nein.

Wird künftig weniger Personal beschäftigt?

Nein, die Mitarbeitenden sind der weitaus wichtigste Teil der VBSG. Eine Verschlechterung der Arbeits- und Anstellungsbedingungen wurde daher von Anfang an explizit ausgeschlossen. Mit den ausgehandelten und vom Personal und dem Stadtrat beschlossenen Arbeitsbedingungen ist der Tatbeweis dazu erbracht. Des Weiteren sei daran erinnert, dass die VBSG ihr Personal im Verlaufe der vergangenen vier Jahre kontinuierlich aufstocken durften. Dies war einerseits aufgrund des Leistungsausbaus nötig. Andererseits erfolgten gerade die jüngsten Stellenausbauten zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen und zum Abbau von Überzeiten.

Verlieren Stadtparlament und StimmbürgerInnen durch die Umwandlung der VBSG in eine AG ihre bisherigen Mitsprachemöglichkeiten?

Der öffentliche Verkehr wird im Wesentlichen durch Bund, Kanton und Tarifverbund be-

stimmt. Bund und Kanton bestellen denn auch den so genannten Regionalverkehr, der von diesen auch mitfinanziert wird. Einzig im Bereich des Ortsverkehrs tritt die Stadt als Bestellerin auf. Mit der Abgabe der Tarifhoheit an den Tarifverbund hat das Stadtparlament alle wesentlichen Kompetenzen schon längststens abgetreten. Das Stadtparlament kommt also heute lediglich noch bei grösseren Beschaffungen (Fahrzeuge, Infrastruktur) über die Kreditbewilligung zum Zug. Auf das Verkehrsangebot ist der Einfluss des Parlamentes aber marginal. Auf der anderen Seite wird den VBSG mit der aktuellen Rechtsform der unternehmerische Spielraum stark eingeschränkt. Wenn sich die VBSG beispielsweise an öffentlichen Linienausreibungen beteiligen sollen, müssten sie formal zunächst das Parlament über die strategischen Absichten und die groben Inhalte der Offerte orientieren und den entsprechenden Kredit einholen. So kann man im Wettbewerb aber nicht bestehen.

Seitens der Direktion der Technischen Betriebe hat es immer geheissen, dass eine «konfliktfreie Zusammenarbeit mit den anderen Transportunternehmen der Region» nur als AG möglich sei.

Warum ist das so?

Um zu verhindern, dass die Doppelspurigkeiten und die unkoordinierte Optimierung der einzelnen Betriebe, die letztlich zu unnötigen Mehr-

kosten führen, noch zunehmen, muss aus Sicht des Stadtrates unbedingt eine Annäherung der Busbetriebe erfolgen. Informelle Gespräche in dieser Richtung haben gezeigt, dass den VBSG als einzige Nichtaktiengesellschaft wichtige Voraussetzungen für vertiefte Gespräche fehlen.

Wie läuft die geplante Umwandlung der VBSG in eine AG jetzt ab?

Was im Moment noch fehlt, ist die finanzielle Ausstattung der VBSG AG. Die Gesetzgebung des öffentlichen Verkehrs lässt den Transportunternehmen wenig finanziellen Spielraum und verhindert eine sinnvolle Reservenbildung, wie sie die VBSG in der Vergangenheit gemäss Beschlüssen von Stadtrat und Parlament betrieben haben, weitgehend. Gerade diese Reserven ermöglichten den VBSG aber die Erneuerung der gesamten Flotte, ohne sich übermässig verschulden zu müssen. Um nicht Gefahr zu laufen, diese gute finanzielle Ausgangslage aufs Spiel zu setzen, muss diese Frage vorgängig mit den zuständigen Stellen bei Bund und Kanton noch geklärt werden.

Gleichzeitig wird an der Parlamentsvorlage gearbeitet. Diese soll dem Parlament noch dieses Jahr unterbreitet werden. Das Parlament will dann eine Spezialkommission einsetzen, die das Geschäft vorberaten wird. Je nach Parlamentsentscheid soll dann die Vorlage, in Form einer Änderung der Gemeindeordnung, der Bürgerschaft unterbreitet werden. □

Vorbehalte von links

Haben sich die SP und die Juso, die vor einem Jahr noch vehement gegen die Privatisierungspläne bei den VBSG augetreten sind, jetzt anders besonnen? Aus diesem Lager waren seit Langem keine kritischen Bemerkungen mehr zur beabsichtigten Auslagerung der Verkehrsbetriebe zu hören.

Das Thema sei noch immer pendent, sagt Ariana Krizko, politische Sekretärin der SP-Stadtpartei. «Grundsätzlich ist der ÖV Aufgabe des Staates. So soll es auch bleiben. Die Umwandlung in eine AG ist bei diesen Unternehmen sehr heikel, auch wenn diese im Besitz der öffentlichen Hand bleiben soll.

Wer aber garantiert letztlich, dass eine solche Entwicklung nicht doch auf die Privatisierung hinaus läuft? Es gibt zu viele schlechte Beispiele solcher Umwandlungen, bei denen öffentliche Verkehrsträger an private Unternehmen verschachert worden sind und ihre Qualität eingebüsst haben. Es kann ja wohl nicht sein, dass wir beim ÖV plötzlich englische oder deutsche Eisenbahn-Verhältnisse haben.» Krizko sagte weiter, dass in der Personalfrage – Stellenabbau und Lohn – bei den VBSG-Mitarbeitenden vorerst Unsicherheit und kein Einvernehmen herrsche. (har)

Fünf Yard Spitzen für Misses Moussa

Seit den Sechzigern werden in Lustenau Stickereien für Nigeria produziert. Auch in St. Gallen werden Stoffe für Afrika fabriziert – doch darüber spricht fast niemand.

VON ANDREA KESSLER

«No, Misses Moussa, I can't do visa-application for you in Switzerland. Don't get me wrong now. You have to ask Filtex. They are Swiss. Alright?» Hedy Scheffknecht lässt das R durch den Hörer rollen und klopft die Asche ihrer Marlboro-Zigarette ab. Sie sitzt auf dem Büropodest im Verkaufsraum der Lustenauer Stickereifirma Albert Bösch. Seit 1965 ist die Tochter im Familienunternehmen tätig; als Sales Manager Africa.

In Zellophan eingepackt liegen die bunten Stoffe im Raum verteilt. Für den afrikanischen Markt werden keine Stoffballen produziert, sondern Pakete. Fünf-Yard-Pakete für Frauen, Zehn-Yard-Pakete für Männer. In den Boutiquen von Lagos, der Neun-Millionen-Stadt im Süden Nigerias, werden sie so von den Kundinnen gekauft und zur Schneiderin gebracht. Es wird keine Konfektionskleidung ab Stange gekauft.

Hedy Scheffknecht verhandelt noch mit Frau Moussa die Visaformalitäten, als weit vor dem Gebäude schon freudig «Hedy! Hedy!» gerufen wird. Zwei afrikanische Händlerinnen mit chicen Brillen und rot gefärbten Zopffrisuren wollen sehen, welche Stoffe sie derzeit an Lager hat. Sie suchen passende Kopftücher zu einem Stoff, den sie in einer Plastiktasche verbergen. Eifrig diskutieren sie, welches Blau wohl am besten passen würde. Hedy Scheffknecht, selber in einer bunt gemusterten violetten Bluse, steigt von ihrem Sessel und fordert die Kundinnen auf, den Stoff doch aus der Tasche zu nehmen: «Don't worry, I won't copy it!»

Das Design ist ihr Kapital und das hüten die Firmen gut. Kopien aus Asien machen ihnen das Leben schwer. «Angeboten werden die für einen Preis, für den wir nicht einmal den Grundstoff kaufen können», sagt Markus Riedmann, Obmann der Vorarlberger Stickereiwirtschaft. Aber für ihn ist es müssig, darüber zu diskutieren, es ist eine Tatsache. «Früher konnte ein Muster zwei, drei Jahre lang verkauft werden. Heute müssen immer mehr Kollektionen in immer kürzeren Abständen zusammengestellt werden. Gekauft werden nur noch kleine Mengen und Nachorder gibt es kaum noch – der Laden nebenan hat schnell dasselbe».

Mit der Zunge getestet

Das Original aus Europa, die Kopie aus Asien – das war früher umgekehrt. In den zwanziger und dreissiger Jahren stieg die Glarner Firma Fröhlich Brunnschweiler & Cie mit billigen Kopien der



Bild: Okhai Ojeikere

gefragten indischen Madras-Webereien in den westafrikanischen Textilmarkt ein. Die bunten Madrasgewebe, Karo-Baumwollstoffe, wurden eigentlich von Indern in Heimarbeit gewoben. Die Glarner aber konnten sie maschinell produzieren – in grösseren Mengen und billiger. Aber die Kundinnen fragten nach Originalen. Kopien waren maximal zu Tragringen zusammengedreht, für auf den Kopf interessant. Also war täuschende Echtheit gefragt. Die Glarner erfanden eine Lochmaschine, um den Webrand so zu bearbeiten, als sei der Stoff auf einem Webstuhl aufgezogen gewesen. Aber so leicht liessen sich die Nigerianerinnen nicht täuschen. In Indien wurde mit Gelbwurz, Indigo, Curcuma und anderen Gewürzen gefärbt – das roch ganz anders als der synthetisch gefärbte Stoff aus Glarus. Auch beigemischte Aromen konnten dies nicht ändern. Norman Fröhlich, der zwischen 1932 und 1944 in Lagos wohnte um für die Firma Handelskontakte zu intensivieren, erinnert sich, dass der Stoff nicht nur mit der Nase, sondern auch mit der Zunge getestet wurde. «Sie haben gemerkt, welches die Originale und welches die Imitationen waren. Nur die untergeordnete Bevölkerung hat Imitationen gekauft, die konnte man sich leisten. Die Imitationen waren dreissig Prozent günstiger.»

Noch heute testen Kundinnen im Zweifelsfall Wachsprintstoffe mit der Zunge, um die Kopie vom Original zu unterscheiden. Bei den Stickereien geht das nicht. Darum soll ein neu-

es Sicherheitslabel die Lustenauer Stickerei zukünftig als solche kennzeichnen. Mit dieser Idee will Riedmann gegen das Kopieren vorgehen. Der hohe Preis für die Vorarlberger Produkte bürge schliesslich auch für hohe Qualität. Die Ethnologin und stellvertretende Direktorin des Völkerkundemuseums in Wien, Barbara Planckensteiner, weiss um die Bedeutung der Spitzenstoffe in der nigerianischen Gesellschaft: «Die Leute sparen teilweise sehr lange, um sich Stickereien leisten zu können. Diese Stoffe werden in der Familie aufbewahrt und weitergegeben – so nähren sich Töchter oft aus den Stoffen ihrer Grossmütter und Mütter später neue Kleider. Da ist Qualität wichtig.» Die Bedeutung der Lustenauer Spitzen in Nigeria und der teilweise schon seit fünfzig Jahren andauernden Beziehungen ist denn auch der Inhalt ihrer Ausstellung «African Lace» gewidmet, die erst in Wien gezeigt wurde, zurzeit in Lagos ist und spätestens nächstes Jahr in Vorarlberg aufgebaut werden soll.

Zwei Spitzenausstellungen

In St. Gallen ist derzeit eine ganz andere Spitzenausstellung zu sehen: «stgall». Die Lustenauer Stickereiangestellten organisieren Gruppenausflüge hierher, um sich vom «Swiss Lace» beriebseln zu lassen. Wer noch keine Zeit hatte – wie Hedy Scheffknecht und Markus Riedmann –, will unbedingt noch herfahren. Man habe schon viel darüber gehört.

Mit St. Gallen fühlt man sich verbunden. Ausserdem wird man in Westafrika ständig mit «Swiss» konfrontiert. Der Name labelt diverse Sorten von Stoffen als Qualitätsprodukte. Das hat sich (nicht nur, aber auch) auf den Stoffmärkten in Lagos durchgesetzt. Filtex und Okutex aus St. Gallen, Kuster-Schweizer in Diepoldsau – sie produzieren seit Jahren für den nigerianischen Markt.

Wer aber durch die «stgall»-Ausstellung im Textilmuseum geht, sucht vergeblich nach afrikanischen Spuren. Alles ist edel, Haute-Couture und königlich. Passen die bunten Spitzen für Afrika nicht dazu? Passen sie nicht zum Image der St. Galler Stickerei? Laut dem Kurator und Designer Bernhard Duss ist dies nicht der Grund. Man habe sich beschränken müssen – und habe das auf die Spitzensammlungen des Hauses getan. «Die Industrie, die für Afrika produziert, lebt noch immer; die muss erst noch museal werden», sagt Duss. Und Ursula Karba-

cher vom Textilmuseum bestätigt es: «Die Stoffsammlung des Museums reicht bis in die fünfziger, teilweise siebziger. Die Musterbücher nur bis in die zwanziger Jahre – die jüngeren sind noch bei den Firmen, mit denen arbeiten sie noch.»

Die Thematisierung der stofflichen Beziehungen zwischen Afrika und der Schweiz beschränkt sich auf einige Randnotizen im mit Anekdoten und Bildern reich gespickten Lesebuch zur Ausstellung. Das Thema ist nicht aufgearbeitet. Aber Afrika sei nur ein Bereich; das gesamte 20. Jahrhundert liegt laut Ursula Karbacher brach. Dem Textilmuseum würden die personellen und finanziellen Möglichkeiten fehlen, obwohl es wichtig wäre, jetzt einzuhängen und weiter zu sammeln. Man müsse mit den Händlern und Stickern reden, die die Anfänge noch kennen – sonst könnte es bald zu spät sein.

Feinste Stickerei für einen Räuber

Da Spitze in geringem Mass schon in der Kolonialzeit gehandelt wurde und nur für die Elite erschwinglich war, wurde sie zu einer Sache des Prestiges. Familien, die es «zu etwas gebracht haben», besitzen Spitzenstoffe. 1960, nach der Unabhängigkeit Nigerias, wurde auch die koloniale Kleidung abgelegt; bunte Spitzenstoffe wurden Mode und zu einer neuen Nationalidentität. Stoffe drücken nicht nur Reichtum aus, sondern auch Zugehörigkeit. Aso-Ebi («Ascho Ebi») nennt sich die uniforme Kleidung, die bei Festen angezogen wird. Der Schnitt ist individuell, aber der Stoff bei allen der gleiche. So kann man die Familie des Bräutigams wunderbar von derjenigen der Braut unterscheiden.

Mit den Billigtextilien sind Spitzenstoffe für breite Bevölkerungsschichten erschwinglich geworden – ob dies aber das Wertesystem ändern wird, ist nicht gesagt. Es gelang auch damals nicht, als das Tragen von Spitzen in der Popkultur Nigerias hinterfragt wurde. Auslöser war 1971 die Hinrichtung des Räubers Babatunde Isola Folorunso am Bar Beach Lagos. Seinen letzten Gang ging er in feinste Stickerei gekleidet. Musiker komponierten daraufhin Lieder und Dramaturgen Theaterstücke, die gegen die spitzenragende Oberschicht gerichtet waren – wenige Jahre später boomte die Vorarlberger Stickerei wie nie zuvor.

Fünfzig Prozent für Vorarlberg

Es war Heinz Hundertpfund, der den Handel zwischen Nigeria und Österreich ins Rollen brachte. Auf der österreichischen Botschaft in Lagos tätig, hat der Vorarlberger schnell die Bedeutung der Stickerei erkannt, eins und eins zusammengerechnet und erste Kontakte zwischen den Lustenauer Stickern und den nigerianischen Stoffhändlerinnen lanciert. Mitte der Sechziger waren bereits die ersten Österreicher in Lagos unterwegs. Als dann in den achtziger Jahren in Nigeria der Ölboom ausbrach, «ist hier Goldgräberstimmung aufgekommen», sagt

Andreas Staudacher von der Wirtschaftskammer Vorarlberg, «jeder der konnte, hat sich eine Maschine gekauft, was in den frühen achtziger Jahren wahre Exportrekorde zur Folge hatte.» Lustenauer zogen nach Lagos und Nigerianerinnen reisten nach Vorarlberg.

Und so kam der Handel mit Westafrika am Ende auch nach St.Gallen. Über Zürich und St.Gallen sind die Nigerianer nach Vorarlberg gereist und irgendwann haben sie gemerkt, dass es in St.Gallen auch Stoffe gibt. Teurer, aber auch qualitätsvoller – heisst es. Hedy Scheffknecht sagt es grad heraus: «Filtex hatte damals Traumware!» Der Handel mit Nigeria ist für Filtex bis heute wichtig geblieben. Wenn aber fast fünfzig Prozent der Vorarlberger Stickerei nach Nigeria exportiert werden, setzt die Schweiz mit elf Prozent nur einen Bruchteil davon um.

Visabestimmungen und Importverbote

Obwohl die westafrikanischen Stoffhändlerinnen seit Jahrzehnten immer wieder nach Lustenau reisen, hat sich für sie das Verfahren, ein Visum zu erhalten, nicht vereinfacht. Im Gegenteil. «Früher war das viel besser. Das soll ruhig einmal jemand sagen! Früher schickte ich ein Telex und zwei Tage später war das Visum da. Dann stellt die österreichische Botschaft gegen Geld illegal Visa aus und wir bekommen die Auflagen vom Staat. Jahrelange Kunden haben heute Schwierigkeiten, ein Schengenvisum zu erhalten», ärgert sich Hedy Scheffknecht.

2004 hatte ein österreichischer Konsul Einladeschreiben europäischer Firmen fingiert, die zur Ausstellung eines Visums vorgelegt werden müssen. 678 unberechtigte Visa wurden so vergeben. Auf den Skandal folgten verschärfte Bestimmungen, und die bekamen die langjährigen Geschäftskundinnen der Lustenauer zu spüren. Erst seit dem letztjährigen Personalwechsel auf der Botschaft in Lagos beginnt sich das Prozedere wieder zu normalisieren.

Ein anderes Problem ist die Flut der Billigtextilien. Nicht nur für die dreissig Lustenauer Stickereibetriebe aufgrund der Plagiate, sondern für den nigerianischen Textilmarkt selber. Neunzig Prozent der Stoffe kommen aus Übersee und davon wiederum achtzig Prozent aus China. Um den einheimischen Markt zu schützen, erliess Nigeria schon 1977 ein Importverbot für Stoffe. Wider Erwarten änderte sich dadurch nichts für die Vorarlberger. «Während sich die Schweizer zurückgezogen haben, hat man hier weitergemacht. Die nigerianischen Kunden haben die Stoffe wie warme Semmel gekauft. Solange die europäischen Zollbestimmungen erfüllt wurden, war das kein Problem», sagt Markus Riedmann. Schmuggel ist Daily Business geblieben. Nach dem Aufheben des Verbotes 1996 wurde 2003 das nächste erlassen. «In Nigeria darf man vieles nicht einführen. Jeans beispielsweise. Trotzdem trägt jeder Jeans»; für Barbara Plankensteiner lebt Nigeria von solchen Widersprüchen. Im Dezember 2010 wurde das Importverbot auf Textilien wieder aufgehoben. □



An Festern erscheinen alle, die es sich leisten können, im Aso-Ebi-Stil, im gleichen Stoff.

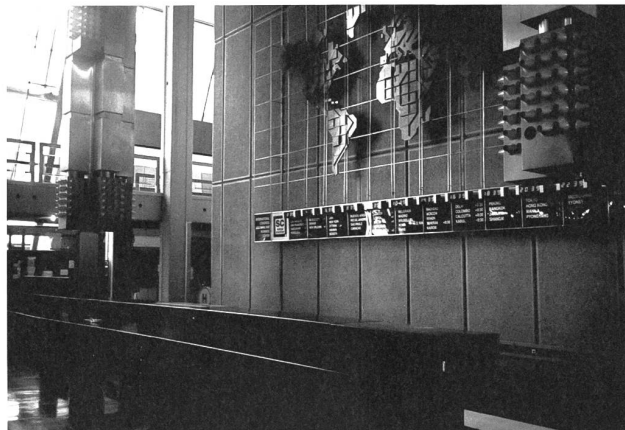
Auf Besuch in der anderen Heimat

Der Serbische Tanzverein ging Mitte Juni auf Reisen. Und zwar nach Serbien – in das Land also, dessen Folklore-Tanztradition von den rund 500 Mitgliedern regelmässig im Rorschacher Vereinslokal sowie auf Bühnen in ganz Europa gelebt wird. Mit dem Car fuhr eine 85-köpfige Gruppe, alle zwischen 14 und 27 Jahre alt, nach Belgrad an die Europameisterschaften im serbischen Tanz. Unter den 55 aus ganz Europa kommenden Mannschaften galten sie, die amtierenden Schweizermeister, als Favoriten. Am Schluss reichte es nur für den sechsten Platz. Nicht so schlimm – denn wertvoller war in dem Moment das Zusammensein in der «anderen Heimat», die Umarmungen mit lange nicht gesehenen Bekannten, das üppige Essen und der Duft von Save und Donau.

Marco Kamber, 1987,
wohnt in Zürich, wo er Mediale
Künste studiert. Ihn zieht es
aber immer wieder nach Rorschach,
in seine «andere Heimat».



1



2



3



4

1 Die Trachten waren noch im Koffer, die Haare hingegen schon lange gemacht: Angekommen im «Sava-Centar», dem grössten Kongresszentrum mit Auditorium Serbiens, mussten sich die Tänzerinnen erstmal einen Überblick darüber verschaffen, wer sonst noch da war. Plakate aller 55 Mannschaften waren prominent aufgehängt. Danach ging es schnurstracks auf die Suche nach den Freundinnen aus Basel, Locarno und Gossau.

2 Auf das «Sava Centar» sind die Belgrader stolz. Noch stolzer waren die jungen Folklore-Tänzer, weil sie dort auftreten durften, wo schon IWF und Unesco tagten. Der typische Achtziger-Jahre-Bau wurde noch nie erneuert. Trotzdem sind die blauen und grünen Teppiche in gutem Zustand, nur die Dachfenster beschlagen sich manchmal etwas. Das Tollste am Bau ist die riesige und unbediente Schalterhalle mit der grossen Weltuhr. Wenn dann einer im schwarzen Anzug vorbeigeht, denkt der Tourist sofort an James Bond.

3 Der Rorschacher Verein war kurz vor zwanzig Uhr an der Reihe. Nach einem kurzen Jingle auf der Leinwand, der Bilder vom Rorschacher Hafen zeigte, kamen die 32 Tänzer und das Zwölf-Mann-Orchester auf die Bühne. Langsam begann das Stück. Stück, weil es beim serbischen Volkstanz immer um Geschichten geht; Vergleiche zum Theater liegen nahe. Woher der aufgeführte Tanz und die dazu passenden Trachten kommen? Vereinspräsident Dragan Radisavljevic erklärt: «Es ist ein Tanz aus Bujanovac, einer Stadt in Südserbien. Sie liegt am Ufer der Südlichen Morava sowie an der Autobahn Niš-Skopje.»

4 Die Jury hatte viel zu rechnen. Die rund 3000 Anwesenden mussten lange warten; morgens um halb eins fand die Rangverkündung statt. Bis dahin wurden die Wartenden immer unruhiger, es wurden Flaggen geschwenkt und serbische Stadiongesänge angestimmt.



→ WWW.MUSEUMSNACHTSG.CH

10. SEPTEMBER
18.00 → 1.00 UHR



MUSEUMSNACHT

ST.GALLEN 2011

Hauptsponsor



Partner



Mit Unterstützung von



Medienpartner





5



6



7



8

5 In Belgrad gibt es eine Zeitung, die heisst «Blic». In ihr war am Tag nach dem grossen Tanzanlass zu lesen, dass im Gebäude nebenan, dem Hotel Continental (einst noch Intercontinental, das Inter wurde aber vor Jahren abgeschraubt) die Nato eine Tagung hielt. Demonstranten seien da gewesen, Flaggen hätten gebrannt. Wir erinnerten uns lediglich an die vielen Polizisten um das «Sava Centar» und die grossen Männer mit Knopf im Ohr in den Sesseln der Espresso-Bar des besagten Hotels.

6 Ins Museum für Gegenwartskunst wollten wir am nächsten Tag. Das sei aber schon seit Monaten zu, sagten uns der Elektromonteur auf dem Vorplatz mit dem kläffenden Hund auf der Eingangsrampe.

7 Mit dem Bus in der Stadt unterwegs, sagte der junge Tanzleiter Sinisa Firlovic plötzlich: «Immer wenn ich hier bin, muss ich sagen, dass es mir hier eigentlich nicht so gefällt. All der Dreck, und nichts funktioniert. Schau mal da hinten. Aber es gibt ja auch andere, sehr schöne Gegenden in Serbien. Damit meine ich aber eher die auf dem Land.»

8 Seit Mai müssen die Beizen in Belgrad um Mitternacht schliessen. Das will die Regierung, um das Alkoholproblem bei den Jungen in den Griff zu bekommen. Ob es nützt? Der Kiosk-Verkäufer meint nein. Er ist jetzt einer der Letzten, wenn er nachts um halb drei seinen Laden dicht macht. Dazu hört er klassische Musik und hat seinen Frieden. Er erzählt uns von Verwandten in der Schweiz, wie es übrigens auch zwei andere Kioskverkäuferinnen taten (die eine hat eine Tochter in Zug, die andere einen Sohn: «Weiss nicht genau wo, irgendwo bei einem grossen See!»).